

„Noch einen such ich, den ich liebe unter euch“

Friedrich Hölderlin – der Theologe

Otto Betz, Passau

Mit Hölderlin verbinden wir gewöhnlich die Wiederentdeckung der antiken Gottheiten der Griechen: Der Äther wird gefeiert und beschworen, Herakles und Empedokles werden in die Gegenwart gerufen. Obwohl Hölderlin nie in Griechenland war, wird der Archipelagus lebendig, der Gang nach Delphi so plastisch erlebt, dass man mit auf den Weg genommen wird. – Bei aller Griechenlandbegeisterung Hölderlins und seiner Freunde sollten wir aber nicht vergessen, dass sie zunächst einmal Theologie studiert haben, dass sie im Tübinger Stift mit der Bibel umgegangen sind, das Predigen zu lernen hatten. Und wenn auch von dem berühmten Triumvirat Hegel, Hölderlin, Schelling keiner Pfarrer wurde, so haben sie doch alle ihr Theologiestudium mit der Promotion abgeschlossen und hätten eigentlich anschließend eine Stelle als Vikar oder Pfarrer antreten müssen. Die Frage taucht auf, ob das Theologiestudium nur eine ärgerliche Pflicht gewesen ist, der man sich – aus welchen Gründen auch immer – unterzogen hat, oder ob es sich nicht auch in der Folgezeit ausgewirkt hat und man vielleicht sogar beobachten kann, dass es als unterschwellige Leitlinie immer wieder zum Vorschein kam.

I. Lebendigkeit des Mythos

Es ist eine verworrene Zeit, in der Hölderlin während seines Studiums in Württemberg lebt. Die Theologie wird einerseits von einer engen orthodoxen Linie bestimmt, die an die rigide Einhaltung dogmatischer Regeln gebunden ist; andererseits stehen wir in einer Ära der Aufklärung, die sich natürlich auch im Tübinger Stift bemerkbar macht. Der familiäre Hintergrund ist ein nicht unsympathischer Pietismus, der sich aber vor allem als enger Moralismus auswirkt. Schon die Jahre in Maulbronn empfand Hölderlin als belastend, die Sehnsucht nach Freiheit und Selbstentfaltung wurde nicht befriedigt, obwohl die Freundschaften einen gewissen Ausgleich geschaffen haben. Im Tübinger Stift wurde ihm das Christentum nicht gerade als lebendige Religion mit zukunftsweisenden Ideen nahe gebracht, die christliche Lehre schien erstarrt, in ihrem Kern ausgelaugt und hohl geworden. Die enge Verknüpfung von Kirche und Staat rief geradezu notwendig revolutionäre Gedanken wach, so dass es verständlich ist, wenn viele Stiftler mit den Ideen der französischen Revolution sympathisierten: Dort schien Leben zu sein,

dort wagte man kühne neue Entwürfe, die geeignet waren, die morschen Gebilde staatlich-kirchlicher Strukturen zum Einsturz zu bringen.

Weil aber in den klösterlichen Schulen und dem theologischen Stift intensiv die alten Sprachen studiert wurden und die antiken Autoren im Mittelpunkt der Lektüre standen, war es nahe liegend, die Welt der griechischen Mythen aufzugreifen und gleichsam neu zu lesen. Dionysos und Apoll bekamen mehr Glaubwürdigkeit als die biblischen Gestalten.

*Ihr guten Götter! arm ist, wer euch nicht kennt,
Im rohen Busen ruhet der Zwist ihm nie,
Und Nacht ist ihm die Welt und keine
Freude gedeihet und kein Gesang ihm,¹*

wird Hölderlin in dem Gedicht *Die Götter* schreiben. Die mythische Welt bringt ein neues Licht, sie stiftet Freude und: Sie ermöglicht Gesang, einen jubelnden Hymnus, der offenbar mehr ersehnt wird als die herkömmlichen Kirchenlieder. Man muss die Aneignung der griechischen Welt also deutlich in Beziehung setzen zu der anämisch erfahrenen christlichen Frömmigkeit, die sich im Bewahren und Beschützen genügt und ihren zukunftsgestaltenden Impetus eingebüßt hat.

Allerdings wäre es verfehlt, Hölderlin eine simple Rückkehr zum antiken Mythos zu unterstellen. Schon in frühen Gedichten bestimmt nämlich eine gewisse Trauer den Tenor: Griechenland hat seine Zeit gehabt, das Vergangene lässt sich nicht mehr einfach zurückrufen. In seinem an Stäudlin gerichteten Gedicht *Griechenland* heißt es:

*Attika, die Heldin, ist gefallen;
Wo die alten Göttersöhne ruhn,
Im Ruin der schönen Marmorhallen
Steht der Kranich einsam trauernd nun;
Lächelnd kehrt der Frühling nieder,
Doch er findet seine Brüder nie
In Ilissus heiligem Tale wieder –
Unter Schutt und Dornen schlummern sie.²*

Es geht offenbar nicht um die Mythen als solche, als diese konkrete Überlieferung, wichtig wird die vergangene Welt, weil damals Erfahrungen gemacht werden konnten, die sich sprachlich so verdichten lassen, dass sie helfen können, selbst wieder zu elementarem Erleben zu finden. Es sind vor allem die großen Eindrücke der Natur, die wahrgenommen und als letztlich religiöse Phänomene gedeutet werden. Man mag das als Ausdruck einer pantheistischen Weltbetrachtung ansehen, aber auch die Natur hat ja Chiffrencharakter; wofür steht sie?

¹ Hölderlins Gedichte werden nach folgender Ausgabe zitiert: F. Hölderlin, *Sämtliche Gedichte*. Hrsg. von D. Lüders. Wiesbaden 1989, hier 229 (zit. als: *Gedichte*).

² *AaO.*, 135.

II. Öffnung zur Transzendenz

Die Blütezeit Athens hat Hölderlin als eine ideale Zeit der Gemeinschaft von Göttern und Menschen empfunden, aber diese Zeit ist vorüber, die Gegenwart ist bestimmt von einer Verfinsterung, die Menschen haben keine Wahrnehmung mehr für die Nähe des Göttlichen, sie sind erblindet und ertaubt. Aber Hölderlin bleibt bei dieser Betrachtung nicht stehen, er ersehnt eine Wiederkehr der Himmlischen. Die götterlose Nacht muss eine Ende haben, ein goldener Tag, eine neue Ära wird erwartet. Im *Hyperion* wird diese Hoffnung so ausgedrückt:

O Regen vom Himmel! o Begeisterung! Du wirst den Frühling der Völker uns wiederbringen. Dich kann der Staat nicht hergeben. Aber er störe dich nicht, so wirst du kommen, kommen wirst du, mit deinen allmächtigen Wonnen, in goldne Wolken wirst du uns hüllen und empor uns tragen über die Sterblichkeit, und wir werden staunen und fragen, ob wir es noch seien, wir, die Dürftigen, die wir die Sterne fragten, ob dort uns ein Frühling blühe – fragst du mich, wann dies sein wird? Dann, wann die Liebblingin der Zeit, die jüngste, schönste Tochter der Zeit, die neue Kirche hervorgehn wird aus diesen befleckten veralteten Formen, wann das erwachte Gefühl des Göttlichen dem Menschen seine Gottheit, und seiner Brust die schöne Jugend wiederbringen wird.³

Auch vom Menschen wird erwartet, dass er das Seine dazu beiträgt, die neue Ära herbeizuführen. Vor allem vom Dichter wird eine seherische Gabe erhofft, damit das, was im Kommen ist, auch eintreffen kann. Ihm ist Sprache verliehen, die gleichsam weckende Kraft hat. Er ist aber auch der Erzieher, der das Bewusstsein zu wecken hat für die konkrete Stunde und ihre Möglichkeiten. In dieser Phase ist von einem vermittelnden Christus nicht die Rede: Wenn sich die Menschen in der rechten Weise bereiten und aufmerksam werden, dann kann die neue Zeit hereinbrechen. Im *Archipelagus* versucht Hölderlin eine Diagnose seiner Zeit, sie fällt wenig zuversichtlich aus:

*Aber weh! es wandelt in Nacht, es wohnt, wie im Orkus,
Ohne Göttliches unser Geschlecht. Ans eigene Treiben
Sind sie geschmiedet allein, und sich in der tosenden Werkstatt
Höret jeglicher nur und viel arbeiten die Wilden
Mit gewaltigem Arm, rastlos, doch immer und immer
Unfruchtbar, wie die Furien, bleibt die Mühe der Armen⁴,*

heißt es dort. Aber Hölderlin nennt auch Punkte, die über die Resignation hinausweisen und neue Möglichkeiten einer Erfahrung des Göttlichen aufweisen. Zwar ist eine Rückkehr zur mythischen Welt unmöglich, aber das, was die Menschen damals wahrgenommen haben und als Öffnung zu einer Transzendenz erlebten, ist auch uns noch zugänglich. Im *Archipelagus* heißt es nämlich:

³ Ders., *Hyperion oder Der Eremit in Griechenland*. Hrsg. von J. Schmidt. Frankfurt 1979, 42.

⁴ *Gedichte*, 279.

*lang schon reden sie nimmer
Trost den Bedürftigen zu, die prophetischen Haine Dodonas,
Stumm ist der delphische Gott, und einsam liegen und öde
Längst die Pfade, wo einst, von Hoffnungen leise geleitet,
Fragend der Mann zur Stadt des redlichen Sehers hinaufstieg.
Aber droben das Licht, es spricht noch heute zu Menschen,
Schöner Deutungen voll und des großen Donnerers Stimme
Ruft es: Denket ihr mein?*⁵

Das Phänomen des Lichts, der „Geist der Natur“, „der Gott in goldenen Wolken erscheint“, das ist der Erwartungshorizont, wobei in gewisser Weise ein zyklisches Denken eine Rolle zu spielen scheint. Der Dichter hört schon „ferne des Festtags Chorgesang“⁶. Wie Vergil auf ein neu anbrechendes Zeitalter hofft, so kann Hölderlin sagen:

*Köstliche Frühlingszeit im Griechenlande! wenn unser
Herbst kömmt, wenn ihr gereift, ihr Geister alle der Vorwelt!
Wiederkehret und siehe! des Jahrs Vollendung ist nahe!
Dann erhalte das Fest auch euch, vergangene Tage!*⁷

III. Schweigen und Anrufung

Politische Erneuerung, Überwindung der drückenden Despotie, Zerfall der unlebendig gewordenen kirchlichen Struktur und das Heraufkommen einer neuen Frömmigkeit, das alles geht Hand in Hand; ein charakteristisches Stichwort für die Hoffnungen der jungen Leute war ausgerechnet ein biblisches Ur-Wort: „Reich Gottes“! In einem berühmt gewordenen Brief Hölderlins an Hegel (beide sind inzwischen Hauslehrer in Adelshäusern) heißt es:

Lieber Bruder! Ich bin gewiß, daß Du indessen bisweilen meiner gedachtest, seit wir mit der Losung – Reich Gottes! voneinander schieden. An dieser Losung würden wir uns nach jeder Metamorphose, wie ich glaube, wiedererkennen.⁸

Die ersehnten Perspektiven werden also mit biblischen Begriffen benannt: Reich Gottes, neue Kirche, segnender Odem, Vollendung. Gesellschaftliche Veränderungen werden nicht in erster Linie durch revolutionäre Gewalt erhofft, sondern durch einen neuen Geist, eine andere Einstellung der inneren Kräfte. Als treibende Kraft und Inspiration wird die Poesie angesehen, der lebenweckende Gesang, der Brückenbau des Hymnus.

Was ist das aber nun für ein Gottesverständnis, das sich hier herauskristallisiert? Weil immer von der Natur-Erfahrung ausgegangen wird, liegt es na-

⁵ Ebd.

⁶ AaO., 280.

⁷ Ebd.

⁸ Ders., *Werke, Briefe, Dokumente*. Hrsg. von P. Berteaux. München 1977, 708.

he, an eine Form des Pantheismus zu denken. Nicht umsonst hat ja die Spinoza-Lektüre bei den Stiftlern eine große Bedeutung gehabt. Aber wenn auch von Gott als dem Allesumgreifenden gesprochen wird, vom Absoluten, wird Gott dennoch nicht mit der waltenden Natur gleichgesetzt, er verbirgt sich hinter ihr, wird durch sie geahnt, gibt sich unter Schleiern zu erkennen. Eine Scheu ist zu spüren, ihn allzu vermenschlicht vorzustellen, ihn eindeutig zu machen. Aber es scheint auch nicht zu genügen, ihn auszusparen, ihn einfach nur vorauszusetzen. Hölderlin beschreitet einen schmalen Grat zwischen dem nicht Aussprechbaren und dem allzu Banalen und Direkten. In der großen Hymne *Heimkunft*, 1801 geschrieben, wird Gott als Vater angesprochen:

*Vieles hab ich gehört vom großen Vater und habe
Lange geschwiegen von ihm, welcher die wandernde Zeit
Droben in Höhen erfrischt, und waltet über Gebirgen.⁹*

Der Dichter scheut sich ihn zu nennen – und nennt ihn dann doch, in aller Vorsicht. Und hier ist es eine innerseelische Gabe, die Freude, die ihn wahrnehmen kann und ihm Ausdruck verleiht. Und wenn er auch keinen Namen hat, – die herkömmlichen Benennungen sind offenbar verbraucht – so wird doch für ihn ein Raum gelassen.

*Wenn wir segnen das Mahl, wen darf ich nennen, und wenn wir
Ruhn vom Leben des Tags, saget, wie bring ich den Dank?
Nenn ich den Hohen dabei? Unschickliches liebet ein Gott nicht,
Ihn zu fassen, ist fast unsre Freude zu klein.
Schweigen müssen wir oft; es fehlen heilige Namen,
Herzen schlagen und doch bleibt die Rede zurück?
Aber ein Saitenspiel leiht jeder Stunde die Töne,
Und erfreuet vielleicht Himmlische, welche sich nahn.¹⁰*

Der Dichter empfindet sich im Gegenüber zur Gottheit, sieht sich genötigt, Gott zu danken, spürt in sich die Freude seiner Nähe, möchte aber Verzicht leisten, durch „Namen“ und Begriffe dem Göttlichen einen systematischen Rahmen zu geben. Das einzige, was möglich ist, ist das „Saitenspiel“, die hymnische Anrufung, die „indirekte Mitteilung“ der Poesie, um eine Formulierung Sören Kierkegaards zu gebrauchen.¹¹

IV. Geheimnisvoll Unsichtbarer

Was also sind die Götter, die beschworen und angetroffen werden? Es sind zwar die Mächte der Natur, die elementaren Kräfte der Lebenswirklichkeit,

⁹ *Gedichte*, 298.

¹⁰ *Ebd.*

¹¹ Vgl. dazu: S. Kierkegaard, *Einübung im Christentum*. Hrsg. von W. Rest. München 1977, 155ff.

aber es sind keine letzten Wesenheiten. Zwar stoßen wir zunächst einmal auf diese sichtbaren Realitäten, die auch in unser Leben hineinwirken, so wie sie in der unbelebten Natur wirksam werden, aber es sind sichtbar werdende Mächte, hinter denen ein geheimnisvoll Unsichtbarer steht. In dem hymnischen Entwurf *Griechenland* heißt es in der dritten Fassung:

*Gott an hat ein Gewand.
Und Erkenntnissen verbirgt sich sein Angesicht
Und decket die Lüfte mit Kunst.
Und Luft und Zeit deckt
Den Schröcklichen, daß zu sehr nicht eins
Ihn liebet mit Gebeten oder
Die Seele. Denn lange schon steht offen
Wie Blätter, zu lernen, oder Linien und Winkel
Die Natur
Und gelber die Sonnen und die Monde.¹²*

Hier wird geradezu gewarnt, sich naiv vertraulich dem „Schröcklichen“ zu nahen. Aber wir werden aufgefordert, schauendere Augen zu bekommen für das „Gewand“, für die Umhüllungen und Maskierungen Gottes. Der Mythos hatte sein relatives Recht, weil er vom göttlichen Geheimnis kündete, wie er Bilder und Geschichten fand, Preisungen und Lobhymnen, damit der Mensch jedenfalls diese „Gewänder“ des Göttlichen fassen könne.

In einem anderen hymnischen Entwurf kommt diese scheue Vorsicht ebenso deutlich zum Ausdruck:

*Was ist Gott? unbekannt, dennoch
Voll Eigenschaften ist das Angesicht
Des Himmels von ihm.¹³*

Zunächst muss die Unbekanntheit Gottes betont werden, das Unvermögen des Menschen, sein Wesen zu erfassen und auszudrücken. Weil aber der Mensch nicht resignieren und sich nicht mit dem unbekannten und unerforschbaren Gott abfinden soll, braucht er neue Augen, die im Sichtbaren das Unsichtbare wahrnehmen. Wer den Himmel betrachtet, wer das Licht wahrnimmt, wer die Erde entdeckt, aber auch die menschlichen Tiefen, der kann etwas von geheimnisvollen „Eigenschaften“ vernehmen, die Kunde geben vom Unsagbaren.

V. Vorsichtige Hoffnung

Im Jahre 1801 ist die Hymne *Germanien* entstanden. Es ist ein Gedicht der Heimkehr. Der Dichter ist mit seinem ganzen Denken und Empfinden und

¹² Gedichte, 404.

¹³ *AaO.*, 405.

Träumen in Griechenland gewesen, wo er die mythische Welt noch einmal als lebendig und sprechend erfahren hat. Er kann aber dort nicht bleiben, denn die Götter sind verstummt.

*Und rückwärts soll die Seele mir nicht fliehn
Zu euch, Vergangene! die zu lieb mir sind.
Denn euer schönes Angesicht zu sehn,
Als wär's, wie sonst, ich fürcht es, tödlich ist's,
Und kaum erlaubt, Gestorbene zu wecken.¹⁴*

Wenn also die Rückwendung keine Möglichkeit ist, sich mit dem Göttlichen zu verbinden und ein neues weckendes Wort zu vernehmen, wohin soll man sich wenden? Der Dichter hat die Hoffnung, in „Hesperien“, im Abendland könnte sich ein Zukünftiges abzeichnen, seine Hoffnung richtet sich nach Germanien: „Denn voll Erwartung liegt das Land“¹⁵.

Wenn etwas endet, wenn eine Ära zu Ende geht, wenn ein Land und eine Kultur das Ihre getan haben und nichts Neues mehr zu erwarten ist, dann muss man Ausschau halten, wo sich die Anzeichen des Neuen melden. Er erwartet etwas Künftiges und schaut zum Himmel: „Voll ist er von Verheißungen“¹⁶. Die alten Götter, von ihnen wird gesagt: „Ihr hattet eure Zeiten!“¹⁷ Aber es ist eine offene Frage, ob wirklich ein neuer Morgen anbricht, ob die Fackel aus dem Osten dem Westen weitergereicht wurde. Eines allerdings ist nötig: Man muss wachsam und aufmerksam sein, muss sich öffnen, damit der neue Ruf nicht ungehört bleibt.

*O trinke Morgenlüfte,
Bis daß du offen bist,
Und nenne, was vor Augen dir ist,
Nicht länger darf Geheimnis mehr
Das Ungesprochene bleiben,
Nachdem es lange verhüllt ist.¹⁸*

Allzu eindeutig darf es aber nicht beschrieben werden, eine gewisse Scham und Vorsicht muss bleiben. Wenn „einstmals ein Wahres“ erscheint, zwischen Tag und Nacht, dann darf es nur „dreifach“ umschrieben werden, muss ein Mittleres zwischen dem Ausgesprochenen und dem Ungesprochenen gefunden werden.¹⁹ Der Dichter-Seher hofft also, der Kündler eines neuen sich offenbarenden Tages zu werden, von dem er nur den Ort kennt: Germanien. Er sieht die Stunde einer neuen Berufung voraus:

¹⁴ AaO., 318.

¹⁵ AaO., 317.

¹⁶ Ebd.

¹⁷ AaO., 318.

¹⁸ AaO., 320.

¹⁹ Vgl. ebd.

*Drum sandten sie den Boten, der, sie schnell erkennend,
Denkt lächelnd so: Dich, Unzerbrechliche, muß
Ein ander Wort erprüfen und ruft es laut,
Der Jugendliche, nach Germania schauend:
,Du bist es, auserwählt,
Alliebend und ein schweres Glück
Bist du zu tragen stark geworden‘.²⁰*

So weit geht diese Scheu, dass er in Germania die Priesterin sieht, die „wehrlos Rat“ gibt, „den Königen und den Völkern“²¹.

VI. Wiederkunft des Heilsbringers

Ob Hölderlin Bedenken gekommen sind, dass das konkrete Deutschland seiner Tage solche Erwartungen erfüllen könnte? In aller Vorsicht und mit oft halbverschlüsselten Formulierungen wird jetzt ein anderer Horizont geöffnet, der sich deutlich an die christliche Tradition und ihre Bildwelt anlehnt. Vor allem die Elegie *Brot und Wein*²² markiert diese neue Betrachtungsweise. Da wird die Nacht beschworen, die zunächst die dunkle Seite des Tages meint, dann aber die Weltnacht, die Trennungsphase zwischen zwei weltgeschichtlichen Tagen. Der Tag der Antike ist vorüber, der neue Tag Hesperiens wird erhofft. Die Nacht ist eine Zwischenzeit, die zu Ende gehen muss, damit der Riss zwischen Himmel und Erde wieder überwunden wird. Zwar muss die Nacht ausgehalten und durchgestanden werden – oder sollte die Nacht ohne Ende fort dauern? Aber dann setzt sich die Hoffnung mit Macht durch. Zwar hat der Vater sich von den Menschen abgewandt, so dass Trauer die Menschen bestimmt, aber er hat Gaben dagelassen, die Verheißungen eines Künftigen sind.

*Als erschienen zuletzt ein stiller Genius, himmlisch
Tröstend, welcher des Tags Ende verkündet‘ und schwand,
Ließ zum Zeichen, daß einst er da gewesen und wieder
Käme, der himmlische Chor einige Gaben zurück,
Derer menschlich, wie sonst, wir uns zu freuen vermöchten,
Denn zur Freude, mit Geist, wurde das Größre zu groß
Unter den Menschen und noch, noch fehlen die Starken zu höchsten
Freuden, aber es lebt stille noch einiger Dank.
Brot ist der Erde Frucht, doch ist’s vom Lichte gesegnet,
Und vom donnernden Gott kommet die Freude des Weins.²³*

²⁰ AaO., 319.

²¹ AaO., 320.

²² AaO., 290–295.

²³ AaO., 294.

In diesen Zeilen kommt ein heilsgeschichtlicher und ein eschatologischer Horizont zum Vorschein. Es bleibt offen, wer der „stille Genius“ ist. Denkt Hölderlin an einen waltenden Weltgeist, an den biblischen Gott oder gar an Jesus? Auf jeden Fall wird „des Tags Ende“ verkündet, eine Zäsur angesagt, ein Welttag abgeschlossen, aber auch ein Neubeginn verheißen. Als Trost und Stärkung und sicher auch als Vorgeschmack auf das Kommende werden Gaben angeboten, eben Brot und Wein, die der Elegie den Namen gegeben haben. Diese Gaben weisen zunächst einmal wieder in den antiken Mythos zurück: Der Weizen ist das Geschenk der Demeter, die es uns ermöglicht, auf dieser Erde zu leben. Und Dionysos hat den Menschen den Wein geschenkt. Brot und Wein sind die elementaren Lebensmittel, die Kraft verleihen und die Freude am Dasein. – Brot und Wein sind aber auch die eucharistischen Gaben, die Elemente des Abendmahls, die Jesus seinen Jüngern gereicht hat. Auch wenn hier in diesen Versen nicht ausdrücklich darauf Bezug genommen wird, schwingt diese Betrachtungsweise indirekt mit, sie ist eine halb-verdeckte Schicht der Strophe. der stille Genius wird wiederkommen, der Vater wird sein Antlitz den Menschen wieder zuwenden.

Mit einer hoffnungsfrohen Zuversicht wird von Hesperien der neue Tag erwartet. Es kommt geradezu ein neues Selbstbewusstsein zum Vorschein:

*Was der Alten Gesang von Kindern Gottes geweissagt,
Siehe! wir sind es; Frucht von Hesperien ist's!*²⁴

Wir sind zwar noch „herzlos, Schatten“²⁵; wenn uns aber der Vater Äther erkannt hat, bekommen wir offenbar wieder ein Herz (das sind Anklänge an alt-testamentliche Bezüge: Hesekiel berichtet davon, dass wir ein neues Herz brauchen; vgl. z.B. Ez 11,19). – Und nun kommt noch ein wichtiges Element: Die erhoffte Wende wird nicht einfach durch das Walten des anonymen Schicksals bewirkt, es muss ein Soter kommen, ein ausgesandter Heilsbringer.

*Aber indessen kommt als Fackelschwinger des Höchsten
Sohn, der Syrier, unter die Schatten herab.
Selige Weise sehn's; ein Lächeln aus der gefangnen
Seele leuchtet, dem Licht tauet ihr Auge noch auf.*²⁶

Beim Fackelschwinger denkt man unwillkürlich an Prometheus, der ja von Aischylos als Fackelträger geschildert wird. Prometheus ist der Feuer- und Lichtbringer in die menschliche Finsternis. Der „Syrier“ kann aber eigentlich nur eine verhüllende Umschreibung für Christus sein, der unsere Augen öffnet und das Licht bringt. In gewisser Weise steht Hölderlin hier in einer alten Tradition: Schon in der frühchristlichen Zeit haben die Kirchenväter oft auf die Gestalten des griechischen Mythos zurückgegriffen, um ihr Glaubens-

²⁴ AaO., 295.

²⁵ Ebd.

²⁶ Ebd.

verständnis von Jesus in symbolischer Bildrede auszudrücken. Dann wird Jesus der neue Prometheus, weil er gekommen ist, Feuer auf die Erde zu werfen und will, dass es schon brenne. Oder man versteht Christus als den wahren Orpheus, der durch den Gesang seiner neuen Lehre die Mächte des Todes besiegt und in den Hades hinuntersteigt, um die Verstorbenen ins Licht zu führen. Oder man bringt Jesus mit Odysseus in einen Zusammenhang, der den Sirenengesängen nicht erliegt und sich und seine Gefährten aus der Todesgefahr befreit. – So wird Hölderlin seiner Vorliebe für den antiken Mythos nicht untreu, aber er versteht ihn neu, bringt eine zusätzliche Verstehensebene hinein. Allerdings wird Jesus den antiken Gestalten nicht entgegengesetzt, aber er tritt in eine Beziehung zu ihnen und in eine Verwandtschaft. In den späten Hymnen allerdings wird er über sie gestellt, bekommt eine zusätzliche Qualität.

VII. Christus, Bruder der Götter

Wie Hölderlin mit dieser Neubewertung der Jesusgestalt gerungen hat, wird schon daran erkennbar, dass es von seiner Hymne *Der Einzige* so viele Fassungen gibt und dass keine einzige wirklich eine abschließende Form gefunden hat. Es ist also ein Gedicht in der Bewegung, im dauernden Fluss, in der dialogischen Weiterführung. Es liegt dem Dichter ganz fern, mit dem Herausheben Jesu die anderen Götter und Heroen zu entthronen, sie haben ihr Recht gehabt, haben ihre heilsame Wirkung entfaltet, wenn sie auch für unsere Gegenwart nicht mehr die gleiche Bedeutung und Realität haben. Der Gedanke ist: Immer hat der Vater seine „Söhne“ als Boten und Mittler geschickt, immer gab es eine Verbindung vom Himmel zur Erde, immer konnte eine Stimme vernommen werden. Und weil sie Künder und Repräsentanten des Vaters gewesen sind, haben sie auch ein Recht darauf, verehrt und geliebt zu werden. Wie klingt nun sein Hymnus?

*Viel hab ich Schönes gesehn
Und gesungen Gottes Bild
Hab ich, das lebet unter
Den Menschen
(...), aber dennoch,
Ihr alten Götter und all
Ihr tapfern Söhne der Götter,
Noch einen such ich, den
Ich liebe unter euch,
Wo ihr den letzten eures Geschlechts,
Des Hauses Kleinod mir
Dem fremden Gaste bewahret.²⁷*

²⁷ AaO., 332.

Auf bewegende Weise wird die Suche des Dichters nach dem glaubwürdigen „Bild Gottes“ betont, eines, das nicht nur in den Höhen thront, sondern unter den Menschen lebt; und obwohl ihm doch so faszinierende Gestalten in den mythischen Erzählungen begegnet sind, ist doch etwas ungestillt, die Sehnsucht nämlich nach einer Gestalt, die man nicht nur bewundert und staunend verehrt, sondern lieben kann. – Und die ihn umtreibende Frage ist: Muss ich all die verehrten Gestalten aufgeben, wenn ich den „Einzigsten“ gefunden habe? Verliere ich nicht etwas, wenn ich mich auf das „Kleinod des Hauses“ konzentriere? Er glaubt sogar schuldig zu werden, wenn er die bisher so bevorzugten Gestalten vernachlässigt.

*Und jetzt ist voll
Von Trauern meine Seele,
Als eifertet, ihr Himmlischen, selbst,
Daß, dien ich einem, mir
Das andere fehlet.²⁸*

Und dann findet er für sich eine Lösung: Auch der „Einzigste“ steht nicht ganz für sich, sondern in einer langen Reihe von Gestalten, in denen sich auch der Vater zu erkennen gegeben hat.

*Ich weiß es aber, eigene Schuld
Ist's, denn zu sehr,
O Christus! häng ich an dir,
Wiewohl Herakles' Bruder
Und kühn bekenn ich, du
Bist Bruder auch des Eviers, der einsichtlich, vor alters
Die verdrossene Irre gerichtet,
Der Erde Gott, und beschieden
Die Seele dem Tier, das lebend
Vom eigenen Hunger schweift' und der Erde nach ging,
(...)
Es hindert aber eine Scham
Mich, dir zu vergleichen
Die weltlichen Männer.²⁹*

Einerseits klagt er sich einer Schuld an, dass der „Einzigste“ nun doch alle anderen verdrängt und ersetzt, er ist sich plötzlich nicht mehr sicher, ob er die „Alten“ mit dem „Einzigsten“ vergleichen könne und dürfe, und doch bringt er sie zusammen, hält er sie sogar für Brüder und ähnlichen Sinnes.

Man könnte sagen, diese Position habe sogar eine biblische Begründung. Zu Beginn des Hebräerbriefes heißt es nämlich: „Zu verschiedenen Zeiten und auf mannigfache Weisen hat Gott von altersher durch die Propheten zu den Vätern gesprochen; am Ende dieser Tage sprach er zu uns durch seinen Sohn“ (1,1f.). Wenn man also in einer freien Auslegung auch die großen Ge-

²⁸ Ebd.

²⁹ AaO., 333.

stalten des Mythos zu den Propheten zählt, die den Völkern Winke und Weissungen gegeben haben, dann erging auch durch sie Gottes Stimme. Der „Evier“, das ist bei Hölderlin eine Umschreibung des Dionysos, des Weingottes, der uns »enthusiasmiert«. Und Herakles gehört zu den Heroen, den Heilands- und Rettergestalten, die den bedrohten Menschen beistanden, und sie vor Drachen, Löwen, Schlangen usw. retteten.

VIII. Erfüllung aller Religion

Eine Philosophin des 20. Jahrhunderts, die Französin Simone Weil (1909–1943) hat übrigens eine mit Hölderlin vergleichbare Position vertreten. Sie – die gebürtige Jüdin – neigte sich im Laufe ihres kurzen Lebens immer mehr dem Christentum zu, aber sie zögerte, der Kirche beizutreten und sich taufen zu lassen. Sie hatte sich sehr intensiv mit den Mythen und religiösen Traditionen der Völker beschäftigt und war der Überzeugung, dass im Christentum alle religiöse Suche und Sehnsucht der Menschen zusammenflösse, dass aber die Kirche so weit kommen müsse, diesen Ausdrucksformen religiöser Sehnsucht Raum zu geben. Wenn die Kirche dies abwehre und sich dagegen abgrenze, verliere sie gerade ihre Katholizität, ihre weltumspannende Offenheit. In einem Brief an einen französischen Dominikaner schrieb sie:

Nichts verbietet die Annahme einer Verbindung zwischen Melchisedek und den antiken Mysterien. Es besteht eine Verwandtschaft zwischen dem Brot und Demeter, dem Wein und Dionysos (...). Jedenfalls wissen wir nicht, ob es nicht schon vor Jesus Inkarnationen des Logos gegeben hat, und ob nicht Osiris in Ägypten, Krischna in Indien dazu zählten (...). Damit das Christentum sich wahrhaft inkarniere, damit der christliche Geist das ganze Leben durchtränke, bedarf es zuvor der Anerkennung dessen, daß, geschichtlich gesehen, unsere weltliche Kultur ihren Ausgang von einem religiösen Geist genommen hat, welcher der Zeitrechnung nach zwar vorchristlich, seinem Wesen nach jedoch christlich war. Die Weisheit Gottes muß uns als die einzige Quelle allen Lichtes hinieden gelten, selbst der so schwachen Lichter, welche die Dinge dieser Welt erhellen.³⁰

Dies ist natürlich eine Betrachtungsweise, die man bestreiten kann, aber sie macht deutlich, dass – von der frühen Kirche angefangen – immer wieder der Versuch gemacht wurde, auch dem Mythos sein Recht zuzugestehen, selbst wenn Christus, der sogar die Ahnungen der Menschen überbot, als die Erfüllung aller religiösen Sehnsucht geglaubt wurde. So hat die Vorstellung Hölderlins von Christus als dem „Einzigem“ einen aufschlussreichen Kontext.

³⁰ S. Weil, *Entscheidung zur Distanz. Fragen an die Kirche*. Übers. von F. Kemp. München 1988, 14f.

In der Hymne *Patmos* wird dieser Gedanke wieder aufgegriffen und weitergeführt. Da ist von Johannes die Rede, der

*Gegangen mit
Dem Sohne des Höchsten, unzertrennlich, denn
Es liebte der Gewittertragende die Einfalt
Des Jüngers und es sahe der achtsame Mann
Das Angesicht des Gottes genau,
Da, beim Geheimnisse des Weinstocks, sie
Zusammensaßen, zu der Stunde des Gastmahls,
Und in der großen Seele, ruhigahnend, den Tod
Aussprach der Herr und die letzte Liebe, denn nie
genug
Hatt er von Güte zu sagen
Der Worte, damals, und zu erheitern, da
Er's sahe, das Zürnen der Welt.
Denn alles ist gut. Drauf starb er. Vieles wäre
Zu sagen davon. Und es sahn ihn, wie er siegend blickte,
Den Freudigsten die Freunde noch zuletzt.³¹*

Der Dichter legt ein deutliches Zeugnis für Christus ab, der auch als der Kommende und Vollendende erwartet wird, weil die Menschheit noch nicht erlöst ist:

*die Toten wecket
Er auf, die noch gefangen nicht
Vom Rohen sind. Es warten aber
Der scheuen Augen viele,
Zu schauen das Licht.³²*

Aber auch im Entwurf einer späteren Fassung wird Christus wieder mit Herakles verglichen:

*Johannes. Christus. Diesen möchte
Ich singen, gleich dem Herkules.³³*

Und dann wird auf etwas Bedeutsames hingewiesen: Mit dem Erscheinen des Christus wird nämlich das, was früher geschah, nicht entwertet, es hat seine Sinnhaftigkeit behalten:

*Begreifen müssen
Dies wir zuvor. Wie Morgenluft sind nämlich die Namen
Seit Christus.³⁴*

Wie die frühen Kirchenväter in den mythischen Erlösergestalten (Herakles, Theseus, Perseus) Ahnungsbilder und Vorausgestalten eines künftigen Heilbringers gesehen haben, Vorboten einer erfüllten Zeit, so kann auch Hölderlin in den großen Namen schon die Morgenluft des Kommenden wahrnehmen.

³¹ *Gedichte*, 348.

³² *AaO.*, 345.

³³ *AaO.*, 353.

³⁴ *Ebd.*

IX. Friedensmahl der Völker

In den verschiedenen Fassungen der *Friedensfeier* richtet sich die Sehnsucht des Dichters auf eine Friedenszeit, die durch die Ankunft eines Gottes eingeläutet wird. Es genügt offenbar nicht, dass Völker und ihre Machthaber Friedensabsichten bekunden und Verträge schließen, eine wirkliche Friedenszeit, die diesen Namen verdient, muss von einem göttlichen Wesen ermöglicht werden. Er erkennt „das Hohe, das mir das Knie beugt“; in der ersten Stufe heißt es:

wenn aber
Ein Gott erscheint, auf Himmel und Erd und Meer
Kömmt allerneue Klarheit.³⁵

Das Alte siecht dahin, das Neue ist noch nicht sichtbar, aber der Seher-Dichter darf es schon künden:

Denn versiegt fast, all in Opferhainen
War ausgeatmet das heilige Feuer,
Da schickte schnellentzündend der Vater
Das liebendste, was er hatte, herab
Damit entbrennend.
Und wenn fortzehend von Geschlecht zu Geschlecht,
Die Menschen wären des Segens zu voll,
Daß jeder sich genügt und übermütig vergäße des Himmels,
Dann, sprach er, soll ein neues beginnen,
Und suchen was du verschwiegest,
Der Zeiten Vollendung hat es gebracht.³⁶

In der Endfassung der Hymne stehen dann die Verse, die seit eh und je umstritten sind in der Deutung. Der „Fürst des Festes“ wird erwartet: Ist damit nun eine konkrete historische Gestalt gemeint, etwa Napoleon Bonaparte, ist es einfachhin der Genius des Volks, ist es ein personifizierter Friedensgott, ist es doch wieder Dionysos oder der Sonnengott? Vieles spricht dafür, dass Hölderlin an Christus denkt, wenn auch nicht unbedingt an den historischen Jesus, sondern an den verwandelten wiederkehrenden.

Und dämmernden Auges denk ich schon,
Vom ernsten Tagwerk lächelnd,
Ihn selbst zu sehn, den Fürsten des Fests.³⁷

Hölderlin hat wohl mit Bedacht eine Formulierung gewählt, die viele Deutungen möglich macht und offen ist für eine Entwicklung, die wir noch nicht beschreiben können und die sich der Eindeutigkeit entzieht. Aber die Sprache mit ihren Bildern ist voller Assoziationen, die mit der biblisch-messiani-

³⁵ AaO., 321.

³⁶ AaO., 322.

³⁷ Ebd.

schen Vorstellungswelt korrelieren. Er hat „die Flamm uns in die Hände gegeben“ – vielleicht ist an die Flamme der Liebe gedacht, er wird ein „Ruhigmächtiger“³⁸ genannt. Die Friedenszeit wird so beschrieben:

*Und vor der Tür des Hauses
Sitzt Mutter und Kind,
Und schauet den Frieden*³⁹.

Wer denkt da nicht an die jesajanische Friedensvision? Und das große Friedensmahl der Völker klingt immer wieder machtvoll durch:

*Wo aber bei Gesang gastfreundlich untereinander
In Chören gegenwärtig, eine heilige Zahl
Die Seligen in jeglicher Weise
Beisammen sind, und ihr Geliebtestes auch,
An dem sie hängen, nicht fehlt; denn darum rief ich
Zum Gastmahl, das bereitet ist,
Dich, Unvergesslicher, dich, zum Abend der Zeit,
O Jüngling, dich zum Fürsten des Festes; und eher legt
Sich schlafen unser Geschlecht nicht,
Bis ihr Verheißenen all,
All ihr Unsterblichen, uns
Von eurem Himmel zu sagen,
Da seid in unserem Hause.*⁴⁰

Die Endzeit und Wendezeit werden beschworen, die Versammlung der Völker erwartet, der geheimnisvolle Fürst des Festes ist zugleich bekannt und unbekannt, wir wissen, wer er ist, aber er wird sich uns vielleicht anders zeigen, als wir ihn uns vorgestellt haben. Wir sind noch in einer Phase des Sprechens, aber die Sehnsucht geht dahin, dass wir ein Gesang werden: Das Wort soll erhöht und gesteigert werden, aus Austausch und sprachlicher Verständigung soll ein Hymnus werden.

*Viel hat von Morgen an,
Seit ein Gespräch wir sind und hören voneinander,
Erfahren der Mensch; bald sind wir aber Gesang.*⁴¹

³⁸ AaO., 325.

³⁹ AaO., 330.

⁴⁰ Ebd.

⁴¹ AaO., 326.